

Die Wirklichkeit beim Chorsingen – oder: Warum freut man sich auf Chorwochen?

Vortrag auf der Mitgliederversammlung des AMJ, 4. Juni 2005, Mainz

„Die Wirklichkeit beim Chorsingen“ – ist das nicht ein überaus sonderbares und nachgerade überflüssiges Thema? Jeder hier im Saal weiß doch, wie es beim Chorsingen wirklich ist ...

I. Drei Wirklichkeiten beim Chorsingen

Doch übereilen wir uns nicht! Weiß nicht jeder auch, daß es ganz unterschiedliche Chorproben gibt? Solche etwa, bei denen man auf die Uhr blickt und sich auf das Ende freut, weil es mühsam und wenig beschwingend vorangeht? Solche, wo einem beim Bewältigen der sängerischen Schwierigkeiten Hören und Sehen vergeht, und wo die Empfindung, als einzelner oder als ganzer Chor überfordert zu sein, einem die Lust an der Sache durch die Furcht vor Fehlern verdrängt? Und gibt es nicht auch solche Chorproben, bei denen die gesungene Musik sich auch ganz um einen selbst zu drehen scheint, so als wäre sie geradewegs komponiert für jene Seelenerkundungen und Selbsterfahrungen, mit welchen man eine solche Chorprobe durchlebt?

Offenbar sind das ganz verschiedene Wirklichkeiten *beim* Chorsingen und *des* Chorsingens. Die erste Wirklichkeit kennt jeder, der einem Chor angehört, welcher kontinuierliche Aufgaben zu erledigen hat – etwa einem Kirchenchor, den das liturgische Jahr vor unausweichliche Pflichten stellt, die dann auch erfüllt sein wollen. Die zweite Wirklichkeit kennt jeder, der einem ehrgeizigen Kammer- oder Projektchor angehört, der sich fordernden Wettbewerben stellt. Und die dritte Wirklichkeit beim Chorsingen wird jenen bekannt sein, die schon einmal – sei es projektbezogen, sei es für die Dauer einer Chorfreizeit – mit einem Chorleiter zusammengewirkt haben, der für das Aufblühenlassen und Aufrechterhalten stimmungsdichter chorischer Musiziersituationen begabt ist. So wie einst Gottfried Wolters. Es ist nicht die eine Art von Wirklichkeit beim Chorsingen sozusagen mehr wert als die andere. Höchst lobenswert sind jene innere Bindung und gutwillige Dienstbereitschaft, ohne

welche die Probenarbeit fester Chöre überhaupt nicht gelingen kann und ohne die alles das verschwinden würde, was solche Chöre an liturgischem Dienst, an musikalischer Beheimatung und an menschlich zusammenführender Geselligkeit leisten. Bewundernswert sind auch die professionelle Arbeit, die Hingabe an die Sache und die kulturpflegerischen Wirkungen, welche wir den inzwischen so unübersehbar aufblühenden Projektchören verdanken. Und bei deren Arbeit wird ganz gewiß oft auch jene dritte Art von Wirklichkeit des Chorsingens aufkommen, von der ich im Folgenden vor allem sprechen werde.

Denn die meisten, für welche im Chor zu singen ein wichtiger Teil ihres Lebens ist – und zwar nicht nur ihres geselligen Lebens, sondern auch ihres inneren Lebens – sehnen sich nach möglichst vielen in jener dritten Wirklichkeitsart verbrachten Chorstunden. Nicht wenige fahren auch genau deshalb immer wieder zu bestimmten Chorwochenenden, Chorwochen und – vor allem – zu ausgewählten Chorleitern, weil sie genau dort das Entstehen einer stimmungsdichten, das rein Technische übersteigenden und einen ganz persönlich anrührenden Atmosphäre des Chormusizierens erhoffen und sich auf deren Entstehung und Aufrechterhaltung auch recht gut verlassen können. Solche Chorfreizeiten sind dann wie Feiertage – zumal im Leben eines Chorsängers, der seinen musikalischen Alltag in einem normalen Kirchen- oder Kammerchor verbringt. Das aber werden wohl die allermeisten chorbegeisterten Laienmusiker sein. Auf deren Erfahrungen mit jener dritten Art der Wirklichkeit des Chorsingens treffen dann ganz vorzüglich die folgenden Verse von Goethe zu:

*Auch das ist Glück, sind Gottesgaben:
An ein paar hellen Sonnentagen
sich soviel Glück ins Herz zu tragen
daß, wenn der Sommer längst verweht,
ein Leuchten immer noch besteht.*

Genau so klingen jene Chorfreizeiten nach, während welcher es gelang, einen Festtags- oder Selbsterfahrungsmodus des Chormusizierens aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Wohl jeder von uns wird das schon einmal so empfunden, so weitererzählt und so von anderen gehört haben.

Besonders intensiv ist solches Nachklingen, wenn derartige Chorwirklichkeit eingebettet war in jene sozialen Ausnahmesituationen, die es genau bei Chorwochen und Chorwochenenden immer wieder gibt. Sie kennzeichnen sich durch Freiheit vom beruflichen und

gesellschaftlichen Alltag sowie von der auf diesen Alltag angepaßten Identität. Sie leben von Geselligkeit und Zusammenwirken ohne Druck auf Selbstdarstellung und Konkurrenz; und sie bezaubern durch leichthin gepflogene Freundschaftlichkeit, mit der zwar keine näheren Verpflichtungen einhergehen, von der man aber spürt, daß aus ihr jederzeit auch viel mehr an menschlicher Begegnung werden kann, falls nur die Gunst der Umstände einen geeigneten Anlaß stiftet. Auch solche Erfahrungen werden alle von uns gemacht haben; und sie verbinden selbst dann, wenn man sie nicht gemeinsam machte.

Nach meinen Eindrücken und Erfahrungen freuen wir uns vor allem deshalb auf Chorwochen, weil wir immer wieder gerne solche Erfahrungen mit der Festtagswirklichkeit und mit dem Selbsterkundungsmodus des Chorsingens machen. Mehr noch: Vielen von uns ist es auch ein echtes Anliegen, immer wieder neue Gelegenheiten für solche Erfahrungen zu *schaffen*, um so auch den nachrückenden Generationen die Chance zu geben, von jenen wunderbaren Eindrücken geprägt zu werden, die wir selbst auf so vielen von uns erlebten Chorwochen empfangen haben und für wert halten, weitergegeben zu werden.

II. Worum geht es?

Für einen Sozialwissenschaftler, wie ich im Hauptberuf einer bin, liegt nun eine nachgerade sozialtechnologische Frage nahe: Wie kommt es eigentlich, daß diese dritte Art von Wirklichkeit beim Chorsingen entstehen kann, bei manchen Chorleitern sogar recht zuverlässig entsteht, und daß diese Wirklichkeit dann auch über Stunden oder Tage, vielleicht gar über Jahre hinweg bestehen bleibt? Und daran schließt sich rasch eine zweite Frage an: Was muß wohl alles zusammenkommen und zusammengebracht werden, wenn eine Chorfreizeit einen solchen Charakter annehmen soll, daß in ihr stimmungsdichte Chormusik nicht nur möglich, sondern nachgerade höchstwahrscheinlich wird, also: daß eben die sozialen Umstände einer Chorwoche zum fruchtbaren Klima einer auch innerlich bereichernden Weise des Chormusizierens werden?

Über das alles habe ich mir seit vielen Jahren immer wieder Gedanken gemacht: als vom Probenstil eines Gottfried Wolters lebenslang geprägter Chorsänger; als – seit jetzt 28 Jahren – Leiter von Chorwochen, Chorwochenenden und Studentenchören; und eben als ein Sozialwissenschaftler, dessen Dissertation sich vor über zwanzig Jahren mit der Frage befaßte, wie denn soziale Wirklichkeit wohl konstruiert wird, reproduziert werden kann und mit großer Wahrscheinlichkeit auch zum Einsturz zu bringen ist. Immer wieder nahm ich mir

vor, meine Gedanken zu alledem zu ordnen und mit anderen zu teilen. Die Einladung, heute hier zu sprechen, gab mir einen Anlaß zur Verwirklichung dieses Vorsatzes. Ich bin dafür dankbar – und Sie müssen nun die Folgen tragen und sich in die Welt der ethnomethodologischen¹ Chorsoziologie entführen lassen.

III. Soziale Wirklichkeit und ihre Konstruktion

Was nämlich ist soziale Wirklichkeit – und somit auch die des Chorsingens? Sicher läßt sich dieser Gegenstand nur schrittweise umrunden. Zunächst mag man ihn sogar für einen Nicht-Gegenstand halten. Denn was wird es schon Besonderes darangeben, daß Menschen eben zusammenkommen, miteinander etwas tun und dabei etwas erleben? Doch denken Sie an Ihre eigenen Erfahrungen: Wie oft war in der einen Chorprobe eine ganz besondere, eine dichte und intensive Stimmung da; und das nächste Mal kam die gleiche Besetzung zusammen, sang das gleiche Stück – und trotzdem war alles anders und fühlte sich recht verschieden an? Was also ist es, das in der ersten Probe da war, in der zweiten aber fehlte? Was war es, das in der ersten Probe gelang, in der zweiten aber nicht zustande kam – obwohl sich doch weder an den Sängern noch am gesungenen Stück etwas veränderte?

Genau das, was hier verschieden ausfällt, bezeichnet man als ‚soziale Wirklichkeit‘ – wenigstens in jenem Bereich einer Soziologie des Alltagshandelns, dessen Denkweisen ich hier auf das Chorsingen anwende. Nicht nur gibt es ohnehin überaus viele soziale Wirklichkeiten, die gemeinsam und nebeneinander existieren, denen man gleichzeitig angehören und durch welche man auch schweifen kann. Denken Sie an die sozialen Wirklichkeiten des Chorsingens und des Fußballspielens, der Arbeit im Büro und der abendlichen Runde im Lokal, des Stadtbummels und der kurzen Einkehr in einer Kirche! Außerdem kann jede dieser so unterschiedlichen sozialen Wirklichkeiten ihrerseits eine

¹ Ethnomethodologie ist eine der *Geologie* oder *Psychologie* analoge ‚-logie‘ jener Methoden, welche eine Gruppe von Menschen („Ethnie“) beim Aufbau und der Aufrechterhaltung einer gemeinsamen Gruppenwirklichkeit verwendet. Siehe hierzu Werner J. Patzelt, *Grundlagen der Ethnomethodologie. Theorie, Empirie und politikwissenschaftlicher Nutzen einer Soziologie des Alltags*, München (Fink) 1987, sowie ders., *Stimmung, Atmosphäre, Milieu. Eine ethnomethodologische Analyse ihrer Konstruktion und Reproduktion*, in: Stephan Debus / Roland Posner, Hrsg.: *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung*, Bonn 2007 (Psychiatrie-Verlag), S. 196-232.

Mehrzahl recht verschiedener Leitideen haben. Das Chorsingen ist nun einmal ein anderes, wenn ein Chor an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit auf ein bevorstehendes Konzert hinarbeitet – oder wenn Gottfried Wolters bei einer Abendprobe ein von unerfüllter Liebe handelndes Monteverdi-Madrigal zur Widerspiegelung oder zur Erinnerung eigener Seelenlagen machte und sodann in die Stimmung eines sanften Abendliedes überleitete.

Obendrein werden viele Teilhaber einer besonders akzentuierten sozialen Wirklichkeit wie der des Chorsingens ein recht feines Gespür dafür haben, ob diese Wirklichkeit nun ‚rund‘ und ‚stabil‘ ist oder nur unter Aufwendung bewußter Kraft ihre je eigentümliche Form behalten wird und darum schon durch sehr geringes Tun oder Lassen in Existenzgefahr geraten mag. Erst recht gilt das für Empfindungen davon, ob das, was an Wirklichkeit hier und jetzt entsteht, wohl authentisch oder ziemlich künstlich und aufgesetzt ist, sozusagen ein unernstes Spiel, bei dem immer wieder eine Nase gedreht bekommt, wer sich auf es so einläßt, als ginge es um wirklich Wichtiges. ‚Soziale Wirklichkeit‘, so verstanden, ist offenbar ein sehr handfester und höchst folgenreicher Gegenstand, der uns obendrein ganz persönlich betrifft – und zwar nicht nur beim Chorsingen.

Wie entsteht nun aber gleich welche soziale Wirklichkeit, und so eben auch die des Chorsingens? Ihr Baustoff sind gemeinsam besessene Wissensbestände, sind wechselseitig zueinander passende Erwartungen, und sind ineinandergreifende Handlungskompetenzen der potentiellen Teilhaber einer möglicherweise entstehenden gemeinsamen Wirklichkeit. Aus diesem dreifachen Baustoff – Wissensbestände, Erwartungen, Handlungskompetenzen – entsteht der Bau je konkreter sozialer Wirklichkeit genau dadurch, daß man seine Handlungen an einer – wechselseitig zunächst vielleicht auch nur unterstellten – gemeinsamen Leitidee des Zusammenwirkens ausrichtet, daß man den dieser gemeinsamen Leitidee dienenden Sinn des eigenen Handelns auch in wechselseitig verständlicher Weise zum Ausdruck bringt, und daß man sich obendrein in aller Selbstverständlichkeit bemüht, das Handeln der anderen als ebenfalls kompetent auf die gemeinsame Leitidee ausgerichtet zu deuten.

Dieser Bau einer hier und jetzt bestehenden sozialen Wirklichkeit bekommt allerdings Risse und beginnt zu schwanken, sobald die gemeinsame Erwartung der meisten, das Tun und Lassen auch der anderen sei auf die Verwirklichung einer gemeinsamen Leitidee ausgerichtet, dadurch enttäuscht wird, daß inkompetentes, fahrlässiges oder böswilliges Handeln anderer diese Hintergrunderwartung diskreditiert. Und zu je massiveren und häufigeren Diskreditierungen jener Hintergrunderwartung es bei alledem kommt, um so zuverlässiger wird eine bislang bestehende soziale Wirklichkeit unterhöhlt oder gar zum Einsturz gebracht.

Im übrigen braucht der Bau sozialer Wirklichkeit ununterbrochene Instandhaltung, eine nie endende Sicherung der Geltung seiner Ordnungsprinzipien und Selbstverständlichkeiten, sowie stetes Bemühen um Reproduktion und Rekonstruktion. Fachsoziologisch heißt das: Alle Wirklichkeitskonstruktion vollzieht sich lokal, situativ und kontinuierlich – oder scheitert eben. Anschaulicher läßt sich formulieren: Soziale Wirklichkeit hervorzubringen und aufrechtzuerhalten gleicht dem Versuch, einen Tennisball mit einem Gartenschlauch auf einem Wasserstrahl zu balancieren. Also muß es nicht wundern, daß zumal komplexe, anspruchsvolle Formen sozialer Wirklichkeit nur schwer aufzubauen und nicht minder schwer aufrechtzuerhalten sind.

IV. Die soziale Konstruktion stimmungsdichter Chorwirklichkeit

Darum hat es schon seinen guten Grund, warum der Alltagsmodus des Chorsingens so viel häufiger vorkommt als chorisches Musizieren mit dichter Stimmung, die von innerer Beteiligung aller getragen wird. Um diesen Grund nun wirklich gut zu verstehen, müssen wir die eben vorgetragenen mikrosoziologischen Einsichten nur ganz konkret auf die soziale Situation des Chorsingens anwenden. Dabei werde ich zum Bezugspunkt meiner Analyse die mir am allermeisten am Herzen liegende Ausprägung der Wirklichkeit beim Chorsingen machen: nämlich die Ausnahmesituation eines Musizierens wie bei Gottfried Wolters, wo die gesungene Musik immer wieder die Sänger auf oft aufwühlende Reisen der Seelenerkundung und Selbsterfahrung schickte. Und das war gut so, denn das Besondere an guter Vokalmusik ist nun einmal, daß ihr Sinn nicht in der Musik allein, sondern gerade auch im Text liegt, in dessen Dienst sich anschließend die Komposition stellt – und sei es nachteilig im Fall einer Kontrafaktur. Also wird auch dem Werk nur jener nachschöpfend bestmöglich dienen, der sich den Text und seinen Sinngehalt innerlich anverwandelt: entweder ganz ohne sonderliche Distanz zu sich selbst – oder wie ein Schauspieler, der heute nachfühlend den König Lear und morgen ebenso nachfühlend den Faust gibt. Und führen wir uns vor Augen: Ein guter, mitreißender Schauspieler spielt nicht nur anderen etwas vor, sondern bringt beim Spielen gerade *in sich selbst* jene Saiten zum Klingen, deren inneren wie äußeren Klanges willen er den Beruf des Schauspielers einst wählte.

a) Wissensbestände, Erwartungen und Handlungskompetenzen

Wie also entsteht die soziale Wirklichkeit eines stimmungsdichten, ins Innere der Sänger gehenden Chormusizierens? Da braucht es zunächst schon einmal das gemeinsame Wissen (oder wenigstens die Bereitschaft, sich solches Wissen in der sich entfaltenden Praxis einer Chorprobe rasch anzueignen), daß Chorsingen wirklich viel mehr sein kann als die technisch und musikalisch korrekte Wiedergabe von Chorwerken. Sondern es muß obendrein zum gemeinsamen Wissen werden, daß eine Chorprobe in der Tat viel, viel mehr als nur eine Probe sein kann – nämlich eine Zeit eben der Selbsterfahrung und Seelenerkundung, geleitet gerade von den Texten, die man singt, und sodann zutiefst geprägt davon, wie jene Texte zu Tönen und Klängen erweitert wurden.

Sodann braucht es als Baumaterial gelingender Chorwirklichkeit solcher Art auch unbedingt die mitgebrachten Erwartungen der Teilnehmer (oder wenigstens die bei anderen als mitgebracht wahrgenommenen und dann seinerseits respektierten Erwartungen), daß die Chorprobe auch wirklich mehr werden *soll* als nur eine Probe, und daß vor allem der Chorleiter das Seine auch dazu beitragen *wird*, daß das Proben an Tönen und Klängen einmünden mag in ein Auskosten von deren Sinn. Solche Erwartungen müssen außerdem sehr vielschichtig aufeinander bezogen sein: Nicht nur die Chorsänger müssen wechselseitig voneinander erwarten, daß sie in der gemeinsamen Musizierzeit zu viel mehr beitragen als zum bloßen Musikmachen; sondern sie müssen überdies auch vom Chorleiter verlässlich erwarten können, daß dieser den Weg ins das Chor technische Übersteigende schon finden und zielstrebig einschlagen wird. Ebenso muß der Chorleiter auf genau solche Erwartungen seiner Sänger zählen können. Nur wenn das alles zusammenkommt, kann ja solches gemeinsame Chorhandeln entstehen, das alle miteinander *hinaufzieht* in jene Erlebnisregionen des Musizierens, derentwillen sich die ganzen technischen Vorbereitungen – vom Notenlernen bis hin zur Gesangstechnik – doch überhaupt erst lohnen.

Und natürlich muß es solche im rein Technischen fundierten Handlungskompetenzen schon auch geben: Niemals hätte selbst Gottfried Wolters bereits das Proben an einer achtstimmigen Bach-Motette zu einem an die Seele gehenden Erlebnis machen können, wenn nicht der Großteil seiner Sänger die Noten vom Blatt nach Tonhöhe und Tondauer schon hätte richtig singen können. Eben an dieser Voraussetzung rein technischer Singekompetenz scheitert denn auch im Alltag der meisten Laienchöre jenes Hochkommen zum nachgerade

kammermusikalischen Singen, das man auf Chorfreizeiten im Kreis allesamt technisch guter Sänger dann um so mehr zu schätzen weiß.

b) Die wirklichkeitskonstruktive Leitidee erlebnisintensiven Chorsingens und ihre Umsetzung

Aus diesem dreifachen Baustoff von chorischen Wissensbeständen, Erwartungen und Kompetenzen wird die stimmungsdichte Wirklichkeit einer seelisch erfüllenden Chorprobe aber auch nur dann entstehen, wenn bereits von Anfang an in die Situation des gemeinsamen Singens die Leitidee hineingebracht wird, daß es nun tatsächlich um mehr gehen wird als nur um die technisch möglichst gute Wiedergabe einer Partitur. Es reicht freilich nicht, diese Leitidee bloß programmatisch einzubringen. Vor allem muß in der Chorsituation nach ihr gehandelt, ja nachgerade gelebt werden. Die erste Bringschuld hat dabei immer der Chorleiter. Erstens muß er den Luxus schon auch *wollen*, daß es gemeinsam um mehr gehen soll als ‚nur‘ um guten Chorgesang. Und zweitens muß er – ohne das Technische an seiner Aufgabe je zu vernachlässigen – sich immer selbst schon geistig aufhalten in der Sphäre jenes Erlebens, das sich am Sinn der gesungenen Stücke entfaltet, und aus welcher heraus er seinen Sängern dann auch die Hand zum Aufstieg in diese Sphäre reichen kann. Und gerade *er* muß das tun, weil es beim Chorsingen nun einmal einen Anführer geben muß – und weil nicht wenige Sänger, falls alleingelassen, den Weg in jene besondere soziale Wirklichkeit des Chorsingens nicht wagen, und weil noch mehr Sänger von jener Wirklichkeit auch noch gar nichts wissen.

Wohl mag es nicht jedem gegeben sein, sich – gleich ob als Chorleiter oder als Chorsänger – auf diese Leitidee eines zur Selbsterkundung und Selbsterfahrung hinführenden Singens einzulassen. Obendrein ist diese Leitidee auch nicht immer und überall auslebbar. Den Berufsmusiker überforderte es seelisch und sozial, sein Inneres allezeit mit seinen Tönen verbinden zu sollen. Und wenn, wie unter Laienmusikern je nach Schwierigkeit des vorgenommenen Stücks, das Ton- und Klangangebot eines Chores schlechterdings unbefriedigend ist, dann wird es schon auch komisch, wenn sich die Kluft zu sehr weitet zwischen dem, was tatsächlich erklingt, und jenem inneren Feuer, das man hieraus zu entfachen versucht. Darum ist es vielleicht ein ganz besonderes Privileg versierter Laienmusiker, auf Chorfreizeiten als musikalischen Inseln im Alltag gute Qualität des Musizierens mit so viel Feuer verbinden zu können, wie man es sich wirklich nur in Ausnahmefällen leisten kann.

Doch freilich reicht es auch nicht, wenn Sänger solches Feuer nur *fühlen*. Man muß seine innere Beteiligung an der Musik schon auch durch sein äußeres Verhalten kenntlich und lesbar machen – gerade so, wie man das beim Zusammenspiel im Streichquartett doch ebenfalls tut. Und ebenso muß man bereit sein, die unterschiedlichen Weisen solchen Ausdrucks innerer Beteiligung seitens seiner Mitsänger anzunehmen und als ganz wesentliche Beiträge zum gemeinsamen Werk zu verstehen. Mehr noch: Auch solches Verstehen und Annehmen muß seinerseits äußerlich zum Ausdruck gebracht werden.

c) *Äußerliches und Innerliches*

Hier kommt offenbar alles das ins Spiel, was man gemeinhin als das richtige Verhalten eines Chorsängers und Chorleiters sowie als Chordisziplin erörtert. Handbücher und Leitfäden der Chorleitung handeln das zwar meist wie Beiwerk ab, das zur Dirigentenkunst des Partiturlesens, der Schlagtechnik, der Probenstrategie und der chorischen Stimmbildung wohl hinzutreten mag, doch so ganz zentral eben nicht sei. Dabei bewirkt doch überhaupt nur das rechte wechselseitige *Verhalten* von Chorsängern und Chorleiter in der Chorprobe jenen Schritt, der vom guten, ja exzellenten Chorsingen auch in jene wunderbaren und tiefen gemeinsamen Erfahrungen hinüberführt, die für einen wie mich der alleinige Zweck von Chorwochen oder Chorwochenenden sind. Jemand wie Gottfried Wolters wußte mit traumwandlerischer Sicherheit auf diesen Schritt vorzubereiten, ihn einzufordern und bei ihm dann auch zu helfen.

Gerade da stieß aber selbst er immer wieder auf durchaus zermürbenden Widerstand von Sängern, denen die Möglichkeit eines solchen selbst- und seelenerkundenden Transzendierens des chorsängerischen Handwerks unbekannt, unheimlich oder schlicht unangenehm war. Solchen Chorsängern mutet es wie eine einengende Fremdbestimmung, ja nachgerade wie eine identitätsbedrohende Manipulation an, wenn sie eingeladen werden, das Äußerliche beim Chorsingen zum Ausdruck des beim Chormusizieren sich innerlich Vollziehenden zu machen. Und man kann solche Scheu oder Aversion durchaus verstehen: Jene typische Geschäftigkeit beim Chorsingen, die sich in Kommentaren zum Probengeschehen oder in wechselseitigen Ratschlägen entfaltet, ist im Wesentlichen doch eine Schutzhülle, die um die eigene Alltagsperson geschlagen wird. Denn selbst eine von reiner Gutwilligkeit getragene und genau *deshalb* vom gemeinsamen Singen immer wieder nur *unterbrochene* Geräuschkulisse stellt aufs Verlässlichste sicher, daß die Texte und Töne nicht wirklich, und vor allem nicht

nachwirkend, ans eigene Innere herankommen, und daß schon gar nicht zum emotional überwältigenden Gemeinschaftserlebnis wird, was einem bereits in der Heimlichkeit der ganz persönlichen Empfindung irgendwie peinlich sein mag – und trotzdem oft so reizvoll ist wie eine ungehörige Liebesbeziehung. Je nachdem, wie der vorherrschende Persönlichkeitstyp der anwesenden Chorsänger ist, oder im Grunde jener Zeit, von der doch auch das Chormusizieren geprägt wird, gibt es deshalb ohnehin recht unterschiedliche Chancen, daß es überhaupt zu jener stimmungsdichten Wirklichkeit beim Chorsingen kommen kann.

Als Gottfried Wolters in seinen späten Jahren meinte, er sei mit so manchem, was er dem Chorsingen an Maßstäben setzen wollte, eigentlich gescheitert, da wird er ganz wesentlich das gemeint haben, wovon eben die Rede war. Immerhin ist es mit der Qualität unserer Vokalensembles und mit der Anzahl phantastischer Chöre und Chorleiter in den letzten wenigen Jahrzehnten steil aufwärts gegangen. Doch immer mehr in den Schatten trat zugleich die Idee und Erfahrung, daß das Chorsingen engagierter Laienmusiker eben nicht in der vergleichsweise kurzen Aufführung, sondern in den so vielen Stunden eines atmosphärisch dichten Probens seinen bestmöglichen Zweck und Sinn findet. In der Alltagsarbeit eines Kirchenchors wird sich diese Idee nun gewiss nur schwer und oft auch bloß ansatzweise verwirklichen lassen. Doch im Grunde leicht erfahrbar machen läßt sich die Stimmigkeit dieser Idee auf Chorwochen und auf Chorwochenenden. Mir scheint das sogar deren Hauptaufgabe zu sein: Mitsamt den gewohnten Vollzügen des Alltagslebens kann man dort auch die Notwendigkeiten chorsängerischer Alltagspraxis außer Kraft setzen. Genau auf diese Chance – und mehr noch: auf deren Verwirklichung – freuen sich wohl die meisten, die sich auf eine Chorwoche freuen.

d) Störungen der Wirklichkeitskonstruktion

Risse bekommt freilich auch dort der angestrebte Bau stimmungsdichter Wirklichkeit beim Chorsingen immer wieder. Nicht nur hängt Entscheidendes davon ab, daß der Leiter einer Chorfreizeit selbst schon die Absicht, Kraft und das Charisma hat, diesen Bau zu errichten. Es reicht auch dann aber nicht, daß die Teilnehmer an einer Chorwoche bloß fühlen, was eigentlich möglich wäre und sie als Chorsänger auch zutiefst glücklich machen würde. Sondern es muß obendrein in den Niederungen der Probenarbeit – beim Verbessern von Aussprache und Rhythmik, bei der Korrektur von Tonhöhen und Lautstärken – immer wieder vermittelt und auch gemeinsam für wahr gehalten werden, daß es bei allem Einfordern von

Chordisziplin letztlich um nichts Äußerliches geht, sondern daß alles Äußerliche zunächst nur Vorbedingung, sodann aber gerade auch Ausdruck des beim Chormusizieren sich innerlich Vollziehenden ist und darum keineswegs in die reine Beliebigkeit selbst gutwilliger Chorsänger gestellt werden kann.

Böswilligkeit als Ursache von Rissen im Bau stimmungsdichter Chorwirklichkeit kommt auf Chorfreizeiten höchst selten vor und braucht schon eine sehr unglückliche Vorgeschichte an enttäuschten Erwartungen eines Chorsängers und diplomatischem Ungeschick eines Chorleiters. Viel häufiger stören Mängel an Handlungskompetenz der Teilnehmer jene wirklichkeitskonstruktiven Prozesse, die zu stimmungsdichten Proben führen können. Mitunter mag es an musikalischer Handlungskompetenz fehlen: Regelmäßig verpatzte Einsätze oder unbeseitigbar falsche Intervalle zerstören auch die schönste Chorstimmung. Viel verbreiteter sind aber Mängel sozialer Handlungskompetenz in der Chorsituation. Da bringen manche aus ihrem Heimatchor die Übung mit, nach jedem Abwinken lautstark dessen Ursache zu erörtern – und merken durchaus nicht, daß im jetzigen Sängerkreis ganz einfach stört, was zu Hause nichts anderes als normal ist. Andere sind es nicht gewöhnt, daß ein Chorleiter überhaupt versucht, einen Spannungsbogen der Probe und eine aufs jeweilige Werk ausgerichtete Stimmung aufzubauen, weshalb sie überhaupt nicht auf die Idee kommen, andere Weisen des Sich-Einlassens und Mitmachens könnten angemessener sein als jene, die im eigenen Chor ja auch ausreichen. Und dann gibt es noch alle jene Störungen, die ganz einfach aus Fahrlässigkeit unterlaufen. Sie beginnen damit, daß man zur Probe zu spät kommt oder während der Probe es unterläßt, von sich aus jene Stille herbeizuführen, aus der allein Musik so richtig entstehen kann. Solche Fahrlässigkeiten setzen sich fort im hektischen Einfordern von Notenblättern, die in aller Ruhe doch auch zu einem kämen, oder im ausbleibenden Verzicht auf jenen Sängerschmerz, der in die entstandene Situation zwar gut paßte, doch eine sich anbahnende Stimmungsentwicklung ganz einfach unterbräche. Und die so überaus störenden Fahrlässigkeiten enden längst nicht mit allzu entspannten Körperhaltungen etlicher Sänger oder an der Gewohnheit, bei Einzelproben anderer Stimmen lieber den eigenen Gedanken nachzuhängen als die Partitur im Auge zu behalten und auf ein Zeichen des Chorleiters jederzeit wieder einzusetzen. Jeder von uns könnte solche Beispielslisten leicht vermehren und zugleich vom inneren Widerstreit erzählen, alle jene Fahrlässigkeiten zwar abzulehnen – und trotzdem immer wieder selbst zu praktizieren. Blickt man auf diese so vielfältigen und ihrerseits oft gar nicht einfachen Dinge, die beim Chorsingen nun gleichermaßen gelingen müssen, wenn es über die korrekte Wiedergabe einer Partitur hinausführen soll, dann wird schon klar, warum selbst ein Gottfried Wolters meinen

konnte, er sei mit einem wichtigen Anliegen gescheitert. Jene stimmungsdichte Wirklichkeit beim Chorsingen aufzubauen und aufrechtzuerhalten ist nun einmal eine schwierige Aufgabe ohne jegliche Erfolgsgarantie. Sich ihr zu stellen, bleibt für einen Chorleiter immer ein Wagnis.

V. Führer/Gefolgschafts-Verhältnisse und ihre soziale Einbettung

Doch das Kraftwerk der wirklichkeitskonstruktiven Prozesse beim Chorsingen ist nun einmal Chorleiter. Er muß schon wirklich mehr *wollen* als nur ein technisch sauberes Musizieren; er muß mit seinem persönlichen Einsatz jederzeit in Vorlage gehen und dabei gar nicht wenig vom ganz Eigenen geben; und er muß die innere Kraft haben, jene unvermeidlichen Enttäuschungen auszuhalten, die ein so ausgerichteter Probenstil nun einmal mit sich bringt. Doch genauso wichtig wie die musikalische, soziale und intellektuelle Handlungskompetenz eines Chorleiters sind die spiegelbildlich erforderlichen Handlungskompetenzen und Handlungsbereitschaften seiner Chormitglieder. Denn nachgerade Vorbedingung für jenes Maß an situativer Selbstaufgabe der Sänger, wie es der mir am Herzen liegende Stil des Chormusizierens ja verlangt, sind die ganz selbstverständliche und durchaus selbstsichere Eigenverantwortlichkeit und Einsatzbereitschaft der Chorsänger. Beides aber gilt es ebenso selbstsicher und selbstverständlich in den Dienst einer *gemeinsamen Sache* zu stellen. Diese gemeinsame Sache ist zwar treuhänderisch dem Chorleiter zur Gestaltung anvertraut. Doch indem dieser mit Autorität und Charisma seinen Chor unter dessen – im besten Fall sogar begeisterter – Zustimmung führt, bleibt er eben doch Diener des Ganzen und ist gerade nicht dessen Herr.

Einen Politikwissenschaftler, wie ich es nun einmal bin, erinnern solche Formulierungen – und gerade wenn es die eigenen sind – unweigerlich an die politischen Fiktionen einer ‚wahrhaft demokratischen Diktatur‘. Und solche Denkfiguren sind einem Politikwissenschaftler außerhalb ihres chorsoziologischen Zusammenhangs regelrecht zuwider. Doch die von mir als lohnenswertes Ziel beschriebene Wirklichkeit beim Chorsingen ist nun einmal eine ganz besondere soziale Wirklichkeit, die nur in andere Wirklichkeiten *eingebettet* zu bestehen vermag, und deren Leitidee und Konstruktionsprinzipien sich auf die allermeisten anderen sozialen Wirklichkeiten von vornherein *nicht* verallgemeinern lassen. Deshalb ist die für jene Chorwirklichkeit nun ganz ohne Frage kennzeichnende Dialektik von allgemeiner Zustimmung einerseits und

autoritätsstarker Führung andererseits keineswegs wie ein Vorbild auf andere Wirklichkeitsbereiche zu übertragen. Ebenso wenig beeinträchtigt es aber den Geltungsanspruch dieser Dialektik beim Chorsingen, daß in der Welt der Politik jeder Versuch immer nur Entsetzliches anrichtet, Bürger ebenso in eine Gefolgschaftsbeziehung zu einem Führer zu bringen, wie sie beim gelingenden Chormusizieren zwischen Chorsängern und Chorleiter fraglos besteht. Denn in die soziale Wirklichkeit des Chorsingens begibt sich jeder freiwillig und kann sie jederzeit wieder verlassen. Nur das nimmt ihrer Prägung durch ein so dichtes Führer/Gefolgschafts-Verhältnis fast alles Bedrohliche und führt dazu, daß im Grunde nur die guten Saiten einer so gearteten Sozialbeziehung zum Klingen kommen. Ganz anders hingegen, und vor allem viel Schlechtes hervorkehrend, verhält es sich mit solchen auf charismatische Autorität setzenden Sozialbeziehungen in der Sphäre der Politik. Dieser bekommt es überaus gut, wenn sie pluralistisch und demokratisch ausgestaltet ist. Demokratie und Pluralismus hingegen in der Chorarbeit zu versuchen: Das wird – aller Erfahrung nach – nur im wechselseitigen Verdruß enden.

Weil also wirklich gelingendes Chormusizieren seine Grundlage nun einmal in einer großen und in jeder Probe neu zu bekräftigenden Autorität des Chorleiters hat, ist es um so wichtiger, daß jene sozialen Strukturen möglichst *egalitär* ausgestaltet sind, welche Chorproben der beschriebenen Art umgeben. Natürlich gelingt dies am allerbesten auf Chorwochen, wo ohnehin soziale Wirklichkeit ganz eigener Art aufwachsen kann und meist auch entsteht. Beste Erfahrungen macht man immer wieder, wenn auf einer Chorwoche ganz aus freien Stücken, doch freilich in der Tradition eines Großteils der Teilnehmer, alle einander beim Vornamen nennen und in ihrem Kreis der Leiter der Chorwoche ein Gleicher unter Gleichen ist. Nicht minder läßt zusammenwachsen, wenn alle Teilnehmer auch gemeinsam essen, wohnen, die Abende verbringen – und der Leiter der Chorwoche sich von alledem in keiner Weise separiert. Gekonnt angeleiteter Tanz am Nachmittag und Abend ohne allen Druck zum Mitmachen wirkt weitere Wunder an Integration und Gleichstimmung – zumal dann, wenn der Chorleiter selbst sich dabei recht zu bewegen weiß. Noch viele weitere Dinge ließen sich anführen und untersuchen, die Chorwochen zur Heimstatt von stimmungsmäßig ganz dichtem Chorsingen und zu ungemein lebenswerten Auszeiten vom Alltag machen können. Das gedankliche Werkzeug einer Konstruktionsanalyse sozialer Wirklichkeit bewährte sich dabei ebenso gut wie bei der gerade vorgetragenen Untersuchung gelingenden Chorsingens.